Respekt und Missachtung, Wollust und Askese, Mut und Feigheit, Bescheidenheit und Habgier: Tugenden und Laster sind die normativen Grundlagen, entlang deren Gemeinschaften ihr Selbstbild entwerfen und das Verhalten ihrer Mitglieder sanktionieren. Sie wurden erstmals in der Antike entworfen und später durch das kirchliche Dogma kanonisch. Sowenig der Verbindlichkeit dieses Kanons noch zu trauen ist, so sehr vermag die Diskussion seiner Bausteine doch Auskunft über die kulturelle und soziale Befindlichkeit unseres Gemeinwesens zu geben.

Das ZDF-nachtstudio will die Diskussion an Beispielen aufgreifen: in vier Sendungen sollen je vier Gäste ein komplementäres Begriffspaar diskutieren, das heute besondere Relevanz verspricht. Dem Sendekonzept entspricht das Konstruktionsprinzip des Buchs – vier Kapitel versammeln Texte der 16 Studiogäste: Christoph Menke, Feridun Zaimoglu, Claudia Schmölders und Bischöfin Margot Käßmann; Rainer Langhans, Ursula Pia Jauch, Janwillem van de Wetering und Lilo Wanders; Wolfgang Heuer, Wulf Schiefenhövel, Günter Wallraff und Viola Roggenkamp; Micha Brumlik, Dieter Thomä, Jean Ziegler und Christoph Keese.

Tugenden und Laster

Gradmesser der Menschlichkeit

Herausgegeben vom
ZDF-nachtstudio

Suhrkamp

Umschlagabbildung:
Jean Léon Gérôme. Phryne vor den Richtern (Ausschnitt), 1861.

suhrkamp taschenbuch 3649
Originalausgabe
Erste Auflage 2004
© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004
Lizenz durch: ZDF Enterprises GmbH
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden
Printed in Germany
Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski
ISBN 3-518-45649-0

1 2 3 4 5 6 – 09 08 07 06 05 04

Inhalt

Vorwort 7

Respekt und Missachtung

Margot Käßmann
Respekt und Missachtung 15
Claudia Schmölders
Der Prinz und die Anonyma. Über Höflichkeit und Krieg 25
Christoph Menke
Tugend und Respekt 43
Feridun Zaimoglu
Kanak Attack: Rebellion der Minderheiten 63

Wollust und Askese

Ursula Pia Jauch
Flügellahmer Eros? Lust ohne Laster? 79
Rainer Langhans
im Gespräch mit Volker Panzer: Der wollüstige Asket 108
Lilo Wanders
Wollust & Askese 127
Janwillem van de Wetering
Askese und Wollust 134

Mut und Feigheit

Wolfgang Heuer
Mut in der Politik. Von einem Prager Gemüsehändler, amerikanischen Senatoren, Whistleblowern und einem sizilianischen Karren 155

Wulf Schiefenhövel
Mut und Feigheit. Von Fridtjof Nansen sowie der Komplementarität und Funktionalität unserer evolutionären Ausstattung 175
Günter Wallraff
Die Griechenland-Aktion 191
Viola Roggenkamp
Begegnung im Sucher 207

Bescheidenheit und Habgier

Micha Brumlik
Zurückhaltung und Fügung ins Beschiedene: Zur Tugend der Bescheidenheit 223
Christoph Keese
Die Suche nach dem Mehr. Bescheidenheit und Habgier im globalen Kapitalismus 235
Jean Ziegler
Gier gegen Vernunft 247
Dieter Thomä
Geld, Gier und Moderne. Philosophische Anmerkungen anlässlich der Kalifornien-Romane von Frank Norris 254

Autorinnen und Autoren 280

Dieter Thomä

Geld, Gier und Moderne

Philosophische Anmerkungen anlässlich der Kalifornien-Romane von Frank Norris

Wenn man sich im Jahre 2004 Gedanken über die Geldgier macht, dann gibt es hierzu jenseits der gängigen Beispiele aus dem real existierenden Reich der Raffsucht noch einen weiteren Anlass, der Frank Castorf, dem Intendanten der Ruhrfestspiele Recklinghausen und der Berliner Volksbühne, zu verdanken ist. Er hat einen Stoff auf die Bühne gebracht, der über viele Jahrzehnte, nach stattlichem Auftakt, ein Schattendasein gefristet hatte. *Gier nach Gold* heißt Castorfs Stück, das im Frühjahr 2004 Premiere hatte. Es basiert auf Frank Norris' Roman *McTeague* aus dem Jahr 1899, der auch schon als Vorlage für Erich von Stroheims Film *Greed* aus dem Jahr 1924 diente.

Aus unterschiedlichen Gründen haben diese zwei Vorlagen von Castorfs Bühnenfassung nicht die nachhaltige Aufmerksamkeit erregt, die man ihnen in diesen von Gier gebeutelten Zeiten zutrauen könnte. Bei Stroheims *Greed* denkt man zuallererst an die Besessenheit, die der Regisseur bei der Produktion dieses ursprünglich rund zehnstündigen Stummfilms an den Tag legte, und an die Eigenmächtigkeit der MGM-Studios, die ihn auf zweieinhalb Stunden herunterkürzten (Weinberg 1973; Stroheim 1989). Und Frank Norris kam als amerikanischer Spross der naturalistischen Schule (Norris 1896) ein paar Jahre zu spät, um in der schon von der Avantgarde angehauchten literarischen Szene noch Fuß zu fassen; auch starb er zu früh, als dass er sich hartnäckig mit weiteren Werken hätte durchsetzen können. 29 Jahre war er alt, als *McTeague* erschien, 32jährig erlag er einer Blinddarmentzündung. Seine drei Romane und Essays, die nur teilweise ins Deutsche übersetzt worden sind, werden selbst in den USA heute kaum noch gelesen. Zu Unrecht. Ich will mich nun weniger an Castorfs Inszenierung oder Stroheims Film halten als vielmehr auf Frank Norris aufmerksam machen – und diese Fallstudie will ich verbinden mit Bemerkungen zum Diskurs der Habgier, der eng mit dem Fortschritts- und Gewinnstreben der Moderne verschränkt ist.

In Norris' sozialkritischem Laboratorium geht es um die Welt der armen, einfachen Leute von San Francisco – eine Welt, die vom Geld heimgesucht wird und sich am Ende mit Leichen füllt. McTeague ist ein Mann, dessen »Geist zu seinem Körper« passt: »Alles in allem erinnerte er an ein Zugpferd: ungeheuer stark, dumm, duldsam und folgsam« (Norris 1899, 264). Keinerlei Ausbildung, wohl aber Kraft und Erfahrung qualifizieren ihn zum »Zahnarzt«. Geld spielt in diesem Leben keine besondere Rolle, allenfalls das Gold, das er für die Füllungen benötigt und das ihm, ohne dass er Böses ahnte, immer wieder von Maria Macapa, der Putzfrau, die mit dem Trödler Zerkow gemeinsame Sache macht, gestohlen wird. Zerkow ist getrieben von einer alles »beherrschenden Leidenschaft«: »maßloser, unersättlicher Geldgier«. Seine Finger gleichen »Klauen«, die nur anhäufen, nie ausgeben (1899, 287, 293). (Übrigens: Norris hat eine stereotype Vorliebe dafür, diejenigen Figuren, die von Geiz besessen sind, als »Juden« zu beschreiben [1899, 294, 435; 1901, 628, 813].) Wenn McTeague überhaupt Gier empfindet, dann richtet sie sich zunächst nicht aufs Geld, sondern auf das Mädchen Trina, das betäubt auf seinem Behandlungssessel liegt. Er küsst sie, bald wird sie seine Frau sein.

Das Unglück nimmt seinen Lauf, als Trina vom Losglück heimgesucht wird und einen Gewinn von 5000 Dollar einstreicht. Nach und nach werden fast alle von Marias und

Zerkows Gier angesteckt – freilich in unterschiedlicher Weise. Marcus Schouler, der beim Loskauf noch mit Trina liiert war, hadert damit, dass er sie an seinen Freund McTeague abgetreten hat, und macht grollend Ansprüche geltend. Trina beginnt, über die 5000 Dollar hinaus jeden verfügbaren Cent zu horten, um ihr Kapital noch weiter zu mehren. McTeague schließlich träumt von einem großzügigeren Leben und spürt, wie in ihm der Hass aufsteigt auf Trina, die ihre erotischen Phantasien mit Geldmünzen auslebt und ihn immer kürzer hält (1899, 479, 512). Als McTeague schließlich von Marcus angeschwärzt wird und wegen des fehlenden Diploms seine »Praxis« verliert, sucht er sein Heil im Mord an Trina, im Raub des Geldes und in der Flucht in die Berge. Mit Cribbens, einem zeitweiligen Weggefährten, stößt er überraschend auf eine reiche Goldader, doch die Verfolger, die er hinter sich wähnt, lassen ihm keine Ruhe. Er lässt seinen *claim* zurück und zieht mit den 5000 Dollar weiter. Wohin?

Norris' Buch (wie übrigens auch Stroheims Film) endet mit einer Szene im Death Valley. Die Wüste reicht bis hinter den Horizont. Marcus jagt McTeague. Des einen Pferd, des anderen Esel sind tot. Die Wasservorräte sind erschöpft. Die beiden treffen aufeinander. McTeague erschlägt Marcus, dem es gelingt, ihn im Todeskampf noch mit Handschellen an sich zu fesseln. Das Ende.

Was erfährt man aus dieser Geschichte über die Habgier? Geld kommt ins Spiel, und nichts bleibt wie zuvor. Trinas enges Leben wird umgestürzt, als der Gewinn ihr zufällt, und alle anderen werden in ihren Bann gezogen. »Seit ich in der Lotterie gewonnen habe, bin ich«, so sagt Trina, »ein echter kleiner Geizhals geworden. Es kam einfach über mich, aber das macht ja nichts, es ist ein guter Fehler, und ich kann's sowieso nicht ändern.« (1899, 411) Im naturalistischen Laboratorium sind Gefühle und Gedanken den Umständen ausgeliefert. So legt Norris' Roman, kurz gesagt, Einspruch ein gegen die These von der ›Neutralität‹ des Geldes. Sie besagt, dass die Funktion des Geldes einfach darin bestehe, den Erwerb eines gewünschten Gutes zu ermöglichen; das Geld hat demnach keine gesonderte Bedeutung und keinen eigenen Einfluss, der über diese instrumentelle Funktion hinausgeht. Ob jemand über eine Geldsumme verfügt oder gleich schon über den Gegenstand, den er damit erwerben kann, ist – so scheint es – unerheblich. Diese Neutralität des Geldes scheint sich dann auch darin zu bestätigen, dass es rest- und spurlos verschwindet, wenn es für die Beschaffung eines Guts eingesetzt wird. Diese Ansicht lässt sich nun aber in zwei Schritten in Zweifel ziehen, die mehr oder minder deutlich auch in Norris' Roman erkennbar werden.

Zum Ersten löst das Geld bei demjenigen, der es in der Hand hält, eine Frage aus, die sich beim bloßen Besitz eines Gutes doch gar nicht aufdrängt: nämlich die Frage, welche verschiedenen Dinge man dafür wohl bekommen könnte. Darf es diesmal etwas anderes sein? Bin ich schon alles durchgegangen, was zu haben wäre? In diesem Sinne wirkt das Geld als »Entbettungsmechanismus« (Giddens 1990, 33 ff.; vgl. Simmel 1899, 297-305). Es reißt einen Horizont von Möglichkeiten auf, mit denen man unverhofft Bekanntschaft machen kann. Dieser Eigenschaft ist es geschuldet, dass von früh an ein enger Zusammenhang zwischen dem Geld einerseits, der Einbildungskraft andererseits gesehen wurde, so z. B. – mit kritischer Absicht – von Platon (*Politeia* 369 b-373 d) und Francis Bacon (1625, 137) oder aber – mit positiver Bewertung – von David Hume (1754, 271, 291), J. Georg Schlosser (1784, 101; vgl. Binswanger 1991, 205) und Walt Whitman (1871, 975). Der amerikanische Publizist Walter Lippmann bemerkt am Ende des »Goldenen Zeitalters« in den USA: »In Zeiten des Überflusses wird die Einbildungskraft anspruchsvoll, der Aufstand gegen das Elend kommt schließlich zu

seinem Recht, und die Träume finden sich in Tatsachen begründet.« (1914, 141) Das Geld beflügelt die Phantasie, und in Norris' Roman wird sie Realität in Gestalt eines großen goldenen Zahns, von dem McTeague schwärmt und den er zu Werbezwecken vor dem Fenster seiner Praxis aufhängen will. (In Castorfs Inszenierung steht eine breite Schlammstraße für den Dreck, in dem die Personen stecken, der aber plötzlich der tänzerischen Leichtigkeit des Gleitens und Drehens den Boden bereitet.)

Zum Zweiten hat das Geld einen Effekt, der mit jener Freisetzung oder »Entbettung« eng zusammenhängt und doch quer zu ihr liegt. In dem Maße nämlich, wie das Geld sich von bestimmten Gütern löst, zu deren Erwerb es dienen kann, kommt es zu dessen Verselbständigung. Wenn die Faszination des Geldes eben darin liegt, in verschiedenste Güter verwandelt zu werden, so wird dieses Potential, das reine »Können« des Geldes (Simmel 1899, 313-315), durch den Kaufakt, durch die Verwandlung in etwas Reales, doch zunichte gemacht. Wenn sich beim Umgang mit Gütern aufgrund der Quantifizierung, der sie durch die Bemessung ihres Geldwerts ausgesetzt sind, Ernüchterung und Entzauberung breit machen, so kann man den Spieß auch herumdrehen und sagen, dass der Zauber des Geldes durch den Kauf verfliegt. Je mehr man diesem Zauber verfällt, desto stärker sperrt man sich gegen die Vorstellung, dass das Geld als bloßes Mittel zum Erwerb diene. Vielmehr wird die Gier nach Geld selbst zum Zweck, an dem sich das Handeln ausrichtet. Es steht für ein schier unendliches Potential, das freilich nur dann erhalten bleibt, wenn es nicht angetastet wird. So schleicht sich in den Umgang mit dem Geld die paradoxe Figur ein, dass man es auf der einen Seite einsetzt, um Träume wahr werden zu lassen, und auf der anderen Seite zurückbehält, um den Übergang von der Traumwelt in die Realität zu blockieren und sich am Besitz des Geldes zu ergötzen. Der Gedanke, das Geld

auszugeben, wirkt wie ein Anschlag auf dessen Potential, und dieser Logik zufolge muss es die Devise des Menschen sein, dass in seinem Herzen niemand soll wohnen als das Geld allein. Es bildet sich heraus, was Karl Marx als »Geldfetisch« bezeichnet hat (1867, 108, vgl. 85 ff.). Ein Beispiel dafür findet sich auch in Norris' *McTeague*: Eines Nachts zieht Trina sich nackt aus, verteilt ihr ganzes Geld auf dem Bett und empfindet eine »ekstatische Lust« dabei, sich auf die Goldmünzen zu legen und sie an ihrem »ganzen Körper« zu spüren (Norris 1899, 515). Stroheim hat diese Szene übrigens eindrucksvoll ins Bild gesetzt, wovon freilich nur Standphotos überliefert sind (Weinberg 1973; Stroheim 1989, 307 ff.).

Zusammengefasst oder kurz gesagt: Neutral ist das Geld keineswegs, doch die heftigen Wirkungen, die sich abzeichnen, sind interessanterweise gegensätzlich. In dem einen Fall geht das Geld einher mit der Vervielfältigung und Verfeinerung der Genüsse, in dem anderen Fall mit Sparsamkeit und Schatzbildung. Dies ist insoweit noch kein Grund zur Aufregung, sondern das Alltagsgeschäft all derer, die mit dem Gelde umgehen. Doch auf beiden Seiten treten Extreme auf, die das Leben zerrütten: Konsumexzesse einerseits, obsessive Verweigerung anderseits. Die Psychogramme der zwei Formen der Habsucht, die sich an diesen Extremen zeigen, sind offensichtlich sehr unterschiedlich. Gemäß der Habsucht in ihrer ersten Variante wird das Geld keineswegs gegen die Güter ausgespielt, sondern muss ebenso schnell herangeschafft werden, wie es mit vollen Händen auch wieder ausgegeben wird. Es ist der *rush for riches*, bei dem das Versprechen, in Saus und Braus zu leben, eingelöst werden soll. Man braucht immer mehr Geld, um all das zu bekommen, was man braucht, und noch mehr. Daneben findet sich die Habsucht in einer zweiten Variante, bei der es vor allem darum geht, das gehortete Geld nicht anzurühren und es zu mehren. Man hat es auf Akkumu-

lation abgesehen. Neben die Maximierung von Einnahmen tritt die Strategie der Minimierung von Ausgaben, welch Letztere in ihrer reinen Form als Geiz hervortritt.

Wirft man nun einen zweiten Blick auf Frank Norris' Roman *McTeague*, so fällt etwas Merkwürdiges auf. Bei Zerkow und Trina, den zwei hervorstechenden Protagonisten der Habsucht, dominiert der Geiz, *miserliness* oder *stinginess*. Es wird gerafft und gespart, aber nicht geprasst. Allenfalls phantasieren diejenigen, die gerade nicht über Geld verfügen, darüber, was sie sich wohl Schönes leisten könnten, wenn sie nur Zugriff darauf hätten. Der Titel *Greed*, den Erich von Stroheim für seine Norris-Verfilmung gewählt hat, ist zwar wunderbar griffig, wird aber vom Film wie auch von der Romanvorlage nicht voll eingelöst. Dass sich die Habgier vor allem als Geiz ausprägt, ist zumal deshalb merkwürdig, weil er in der Zeit, in der der Stoff angesiedelt ist, keineswegs besonders populär gewesen ist. Bekanntlich spielt der Roman nicht im puritanischen England oder Amerika (über deren Konsumfeindschaft freilich – man denke an die Klischees, die über Benjamin Franklin verbreitet werden – einige Irrtümer im Umlauf sind); er spielt vielmehr im Kalifornien der ausklingenden Goldrausch-Ära, also in einer Zeit, die weniger von hohen Sparquoten als von hoher Kapitalzirkulation geprägt war. Die Habsucht, die Norris und Stroheim porträtieren, wirkt fast verbiestert im Vergleich zu dem unverhohlenen Reichtum und dem *greed* der *leisure class*, den Thorstein Veblen in seiner *Theorie der feinen Leute*, die übrigens im selben Jahr wie *McTeague* erschien, aufs Korn nimmt.

Eine Erklärung für diese Einengung der Geldgier in *McTeague* ist sicher darin zu suchen, dass Norris seine Geschichte nicht bei den ›feinen‹, sondern bei den ›kleinen Leuten‹ ansiedelt. Der Verschwendung fehlt hier die Basis (freilich tritt sie auch bei Reichen – man denke an Henry Ford und Dagobert Duck – nicht verlässlich auf). Da-

rüber hinaus ist zu bedenken, dass Norris die Anregung zu seinem Roman einem realen Kriminalfall entnahm, an dessen äußere Umstände, die eben im ärmlichen Milieu angesiedelt waren, er sich hielt; es war der Mord, den Pat Collins im Jahre 1893 an seiner Frau Sarah beging (vgl. Pizer 1997, 247-262). Gerade wenn man diesen zusätzlichen Gründen Gewicht gibt, nährt man aber Zweifel daran, dass sich von Norris (und Stroheim) Hinreichendes über die Habgier lernen ließe. Es fehlen hier einfach wichtige Aspekte. Möglicherweise hat auch die Begrenztheit dieses Stoffes – neben den Wechselfällen und Wirren der Wirkungsgeschichte von Buch und Film – dazu beigetragen, dass McTeague nicht zur tragischen Symbolfigur der *Affluent Society* geworden ist.

Nun ist es natürlich ein Leichtes, diesem Stoff andere an die Seite zu stellen, die eben jenes Manko wettmachen und sich jener Form von Habgier zuwenden, die mit Verschwendung und Luxus verschwistert ist. Am nächsten liegt hier wohl, hält man sich an den amerikanischen Kontext, Theodore Dreisers Roman *An American Tragedy* aus dem Jahr 1925. Die äußeren Parallelen sind beträchtlich. Immerhin beruht Dreisers Buch gleichfalls auf einem realen Mordfall (Brandon 1986), und wenn Norris' Roman eine monumentale Verfilmung durch Stroheim zuteil wurde, so regte Dreisers Buch die Filmleute gar noch heftiger an: Sergej Eisenstein schrieb ein Drehbuch im Jahre 1930, das freilich nicht realisiert wurde (Montagu 1967), Joseph von Sternberg verfilmte das Buch unter dem Originaltitel in einem der ersten Tonfilme 1931, und George Stevens war der Regisseur der Dreiser-Adaption *A Place in the Sun* von 1950, die mit Liz Taylor und Montgomery Clift ein Klassiker der Filmgeschichte wurde. *An American Tragedy* erzählt die Geschichte eines Aufsteigers, der von den Genüssen, die in der feinen Gesellschaft locken, magisch angezogen wird, erste Anerkennung findet und sich dann um sein Glück ge-

bracht sieht durch die schwangere Freundin aus alter Zeit, die nicht von ihm lassen will, bis er sie umbringt (Dreiser 1925, 429, 721).

Doch warum soll Norris eigentlich verborgen geblieben sein, dass es neben dem Geiz und der Gier der kleinen Leute auch die Sehnsucht nach dem großen Geld gibt? Kann es sein, dass ihm diese Seite der amerikanischen Gesellschaft und insbesondere des kalifornischen Westens unbekannt war? Nein. Und deshalb müssen wir auch nicht zu Theodore Dreiser wechseln, um das Psychogramm der Habgier zu vervollständigen, sondern können bei Frank Norris bleiben, genau genommen: bei seinem letzten und größten Roman *The Octopus*, der 1901, ein Jahr vor seinem Tod, erschien.

Erzählt wird in diesem Buch ein Konflikt zwischen ein paar Farmern im südkalifornischen San Joaquin Valley und der mächtigen Eisenbahngesellschaft, die die kontinentale Ost-West-Verbindung gebaut hat. Übrigens beruht auch dieser Roman auf einer realen Begebenheit: der Tragödie am Mussel Slough, einem Flussarm des Kings River eben im San Joaquin Valley am 11. Mai 1880 (Brown 1958). Vergleicht man die Szenarien von *McTeague* und *The Octopus*, so kann man – mag die Chronologie von Norris' historischen Vorbildern auch anderes nahe legen – die dynamische Entwicklung Kaliforniens nachvollziehen: Es geht nun nicht mehr um den Goldrausch und die Wirren der frühen Jahre, sondern um die darauf folgende Industrialisierung und den Aufbau der Landwirtschaft im großen Stil. Dies ist im Hinblick auf die Habgier durchaus erheblich, denn mit der Verlagerung der sozialen Dynamik wandeln sich auch deren Protagonisten. Wer vertritt also nun im neuen Kontext den *greed*?

Geschildert wird in *Octopus* ein Streit um Grund und Boden. Zu dessen Vorgeschichte gehört, dass die Eisenbahngesellschaft, als sie den Bau der Gleise in Angriff nahm, von

der Regierung im Gegenzug Besitzrechte an angrenzenden Landstrichen erhielt. Dieses Land wurde billig an Farmer verpachtet, die es kultivierten und ihren Weizen von der Bahn nach Chicago schaffen ließen. Nun laufen die Pachtverträge aus, und die Farmer wollen ihr Vorkaufsrecht geltend machen. Doch werden sie mit enorm gestiegenen Preisforderungen der Eisenbahngesellschaft konfrontiert. Magnus Derrick, der Sprecher der Farmer, klagt: »Wie werden wir Weizenfarmer doch ein ums andere Mal ausgenützt, in die Falle gelockt und in die Irre geführt. Die Gerichtshöfe, die Kapitalisten, die Eisenbahn – jeder führt uns mit einem neuen und wundersamen Komplott hinters Licht und betrügt uns« (1901, 812). Die Farmer sträuben sich dagegen, von der »Gnade der Spekulanten« abhängig zu sein (1901, 830). »Sie verfügen über uns, diese unsere Zuchtmeister, ihnen gehören unsere Häuser (...). Wir wissen, wie sie wirklich sind: Rüpel in der Politik, (...) Rüpel im Handel, die bestechen, betrügen und schwindeln« (1901, 1016 f.).

Insoweit scheint die Rollenverteilung klar: Die Habgier der Eisenbahngesellschaft, die im San Joaquin Valley durch den unsympathischen Behrman repräsentiert wird, steht gegen die bodenständige Arbeit der Farmer. Der Konflikt hat sich gegenüber *McTeague* insofern verlagert, als es nicht mehr nur um individuelle Obsessionen geht, sondern um Geschäftsstrategien sowie um die Belange verschiedener gesellschaftlicher Gruppen. Diese Verschiebung verpflichtet zum vorsichtigen Umgang mit der Rhetorik jener Kritik an der Habgier. Letztlich zielt sie darauf, dass die Fixierung auf das Geld jede Rücksicht auf andere Interessen und vor allem Werte zunichte macht. Der mit den Farmern solidarische Dichter Presley meint einen Gegensatz zu entdecken zwischen dem »Weizen«, dieser »mächtigen Weltkraft, diesem Ernährer der Nationen« auf der einen Seite, »Habgier [greed], Grausamkeit, Eigennutz und Un-

menschlichkeit« auf der anderen Seite (1901, 1097; vgl. zu *greed* 857, 1085). (Norris' Naturalismus schillert übrigens ein bisschen zwischen der Sozialkritik des frühen und mittleren Zola und dem Natur-Pathos von dessen letzten Romanen; man vergleiche etwa *Nana* von 1880 und *Das Geld* von 1891 mit *Fruchtbarkeit* von 1899. Am Ende heißt es bei Zola, »die größtmögliche Menge Lebens um des größtmöglichen Glückes willen« ergebe sich bei dem Versuch »naturgemäß zu leben, ohne unsinnige Verdrehtheit«: »Der gleichmäßige Rhythmus des Tagewerkes bewegt die Welt vorwärts auf der Bahn in die Ewigkeit ihrer Bestimmung«. – »Welch überwältigende Macht lag in dieser glücklichen Fruchtbarkeit (...), in den Bäumen, Pflanzen, Früchten, dem Getreide, deren nährende Flut ohne Unterlass weiter anschwoll unter der strahlenden Sonne« [Zola 1899, 686 f., 442].)

Ideengeschichtlich geht die Gegenüberstellung zwischen Geld und Boden, Kapital und Natur zurück auf den Gegensatz zwischen echten, natürlichen Bedürfnissen einerseits, verselbständigten, künstlichen Wünschen andererseits. Gemäß dieser Logik meint man die Habgier aushebeln zu können, indem man sagt, dass sie die Menschen eben von ihrem natürlichen Leben entfremdet. Zusätzlich wird davor gewarnt, dass eine Gesellschaft, in der die Selbstsucht überwiegt, zerrüttet wird: die Bereitschaft der Bürger, sich für das Gemeinwohl einzusetzen, wird durch das Eigeninteresse und durch kommerzielle Seilschaften geschwächt. Vorgetragen werden Bedenken der einen oder anderen Art von Aristoteles, Rousseau, Thomas Jefferson, Thorstein Veblen, André Gorz, Benjamin Barber, Peter Singer und vielen anderen.

Die Kritik an der Gier als entregelter Gewinnmaximierung bleibt freilich ihrerseits nicht unerwidert. Insbesondere wird eingewandt, dass die Fixierung und Privilegierung ›natürlicher‹ Bedürfnissen zu einer illiberalen Einengung

des persönlichen Entscheidungsspielraums führe und überdies in unlösbare Begründungsprobleme gerate. Darüber hinaus wird auch die These zurückgewiesen, wonach die Öffnung des privaten Wunschhorizonts zur Zerrüttung des Gemeinwesens führe; zum Einsatz kommt hier entweder das Argument, dass sich durchaus auch in der Binnenperspektive des Eigeninteresses im Sinne einer »new political economy« Motive für die Verteidigung staatlicher Institutionen ergeben, oder aber das Argument, dass Menschen durchaus in der Lage seien, in verschiedenen Sphären unterschiedliche Rollen zu spielen, also z. B. die Maximierung des eigenen Gewinns anzustreben und zugleich staatsbürgerliche Verantwortung zu übernehmen.

Überblickt man die Ideengeschichte der letzten 300 Jahre, so kann man sagen, dass die Verteidiger eines festen Satzes natürlicher Bedürfnisse, der den Deregulierungsszenarien der Moderne entgegengehalten wird, schon früh auf die Verliererstraße gerieten, ohne sich freilich je geschlagen zu geben (Thomä 2003, 131-269). Die enorme Expansion des Konsums mitsamt dem sie überspitzenden Exzess der Habgier kann den Schatten nicht abschütteln, der immer wieder den Einspruch einlegt, dass ›Mehr, Mehr, Mehr‹ dem Wohlbefinden der Menschen nicht förderlich sei. Deshalb auch bleibt der Vorbehalt gegen *greed* erhalten.

Repräsentanten dieses Vorbehalts sind – so scheint es – auch die Farmer und ihre Fürsprecher in Norris' Roman *Octopus*; dies jedenfalls legen die bereits zitierten Passagen, die den »Weizen« der Habgier entgegenstellen, nahe. Doch man muss Norris zugute halten, dass er seinen Roman nicht allzu schematisch und lehrstückhaft anlegt: Das Bild der Bauern, die sich verzweifelt dem *greed* der Eisenbahngesellschaft widersetzen, ist nicht so eintönig gezeichnet wie dies in vergleichbaren zivilisationskritischen Werken der Fall ist – etwa in Knut Hamsuns Roman *Segen der*

Erde oder in Luis Trenkers Film *Der Kaiser von Kalifornien*, in dem ein an seiner Scholle klebender Bauer gierigen Goldsuchern zum Opfer fällt (Thomä 2000, 111 ff.). Auch gilt es zu bedenken, dass die kalifornischen Farmer nicht einfach bodenständigen Bremsklötzen gleichen, die sich dem Wachstum entgegenstemmen. Vielmehr sind sie selbst als Pioniere geleitet von der Phantasie, in die Weite des Landes vorzustoßen und von neu erschlossenen Ressourcen zu profitieren.

Auf den zweiten Blick zeigt sich, dass die Charakterisierung der Farmer bei Norris durchaus differenziert ausfällt. Da gibt es nicht nur die Gegenüberstellung zwischen der Eisenbahn und der »großen Ordnung der Harmonie« (Norris 1901, 586), zwischen dem »Oktopus« oder »Leviathan«, dem »rasenden Monster, dem Terror von Stahl und Dampf« und dem »Sinn für Frieden, Sicherheit und ruhige Zufriedenheit« (1901, 617). Magnus Derrick, der Sprecher der Farmer, wird vielmehr als ein Mann geschildert, der selbst von den Erfahrungen des Goldrauschs geprägt ist und insofern auch sein eigenes Quentchen *greed* in sich trägt. Ich zitiere eine längere Passage:

Ohne sich dies einzugestehen, nahm er sich die Freiheit, seine Farm so zu führen, als wäre sie eine Mine. (...) Den Gedanken, (...) sparsam mit seinen großen Ressourcen umzugehen, hätte er als knickrig, jüdisch und kleinlich [niggardly, Hebraic, ungenerous] angesehen. (1901, 628) – Im Grunde blieb Magnus ein ›49er‹. Tief in seinem Herzen war der Geist des Abenteurers noch wach. (...) Trotz seines Gemeinsinns, seiner Verteidigung von Gerechtigkeit und Wahrheit, seiner Achtung vor dem Gesetz blieb Magnus der Spieler, der bereit ist, um kolossale Einsätze zu spielen, ein Vermögen zu riskieren, wenn die Chance auf einen Millionengewinn besteht. Es war der wahre kalifornische Geist, der in ihm zum Ausdruck kam, der Geist des Westens, der nicht bereit war, sich mit Details abzugeben, und

sich weigerte, zu warten, geduldig zu sein oder durch ehrliche Plackerei zum Erfolg zu gelangen; der Instinkt des *miner*, der in einer Nacht zu Reichtum kommt, überwog trotz allem. Es war diese Einstellung, mit der Magnus und die Mehrheit der anderen Farmer, die vom gleichen Typ waren, ihre Farmen betrieben. Sie empfanden keine Liebe für ihr Land. Sie waren nicht an den Boden gebunden. Sie arbeiteten auf ihren Farmen, wie sie ein Vierteljahrhundert zuvor in den Minen gearbeiteten hatten. (...) Alles aus dem Land herauszuholen, es auszuquetschen, es zu erschöpfen – das schien ihre Haltung zu sein. Wenn das ausgenutzte Land am Ende nichts mehr hergeben sollte, dann würden sie ihr Geld in etwas anderes stecken. Bis dahin aber würden sie ihr Vermögen gemacht haben. (...) ›Nach uns die Sintflut.‹ (1901, 813)

Zwischen den Konfliktparteien in Norris' Roman kommt es also zu starken Überblendungen. Derrick, der sein Land gegen die Intrige der Eisenbahngesellschaft verteidigt, verkörpert doch seinerseits die Mentalität des Expansionsstrebens. Der Farmer-Pionier ist ein Geistesverwandter des Eisenbahn-Pioniers, mögen sie nun auch gegeneinander antreten. Auf der Seite der Farmer siedelt Norris einerseits ein mythisches Bild der Natur und der Harmonie an, andererseits doch auch eine Ambition auf den schnellen Gewinn, die nur eine andere Ausprägung industriellen Profitstrebens ist.

Trotz dieser Überblendungen und Überschneidungen zwischen den Mentalitäten, die Norris seinen Romanfiguren zuschreibt, eskaliert der Konflikt zwischen Farmern und Eisenbahn, bis schließlich Gewalt ausbricht. Als die Pachtverträge ausgelaufen und die politisch-juristischen Mittel, die die Farmer eingesetzt haben, erschöpft sind, weigern sie sich, ihren Besitz zu räumen. Es kommt zu einer Schießerei, bei der sie jämmerlich unterliegen und mehrere von ihnen getötet werden. Presley, der Dichter, be-

merkt: »Die große Eisenhand beraubt uns des Lebens, beraubt uns der Freiheit und der Verfolgung des Glücks (...). Ist unser Todeskampf nicht typisch? Ist er nicht einer von vielen, steht er nicht symbolisch für den großen und schrecklichen Konflikt, der überall in diesen Vereinigten Staaten ausgetragen wird?« (1901, 1006) (Wie eng sich Norris an die historischen Verhältnisse hält, zeigt sich daran, dass die Romanfigur Presley dem sozialkritischen Lyriker Edwin Markham nachempfunden ist, der – wie Presley – mit einer dichterischen Hommage an den einfachen Arbeiter Furore machte und – wie Presley – eine Auseinandersetzung mit dem Boss der Eisenbahngesellschaft führte; im Roman ist dies der unheimliche Shelgrim, in der Realität Collis Huntington von der »Southern Pacific Railroad«.)

Wenn man den Konflikt, den Norris im Roman *Octopus* schildert, in den Diskurs über die Habgier einbezieht, dann kann das Folgende kurz festgehalten werden. Die Habgier, die uns hier begegnet, gehorcht nicht der Logik der Sparsamkeit, sondern der Logik der Bereicherung. Dieser *greed* findet sich teilweise auf der Seite der Farmer, vor allem aber bei den Protagonisten der Eisenbahngesellschaft, von denen er gewissermaßen zum ›System‹ gemacht wird. Norris' Roman bietet zudem einiges Material zu der Frage, wie der *greed* sich im Spektrum der menschlichen Handlungen insgesamt einordnen lässt und mit welchen Gegenkräften er sich auseinander setzen muss. Man kann hier – kurz gesagt – Aspekte des *Strebens* und solche des *Sollens* unterscheiden.

Zum einen gibt es Reibereien und Verzerrungen beim Verhältnis zwischen *greed* und dem Streben nach individuellem Glück. Zu erahnen ist dies – wie bereits angedeutet – an den Motiven der Harmonie und der Naturverbundenheit, die auf der Seite der Farmer ins Spiel gebracht wird. Besonders deutlich werden sie bei Annixter, einem

der Farmer, die am Ende zu den Opfern der Schießerei zählen werden. Kurz zuvor sagt er zu der Frau, in die er sich verliebt hat: »Ich habe es satt, für *Dinge* wie Land, Eigentum und Geld zu kämpfen. Ich möchte für einen *Menschen* kämpfen – jemanden außer mir. Verstehst Du? Ich möchte spüren, dass es nicht nur um mich selbst geht« (Norris 1901, 841).

Neben das individuelle Streben, das von der Gier abweicht oder sich von ihr abkoppelt, tritt *zum anderen* das Sollen, also die moralischen Ansprüche, die jenseits des individuellen Gewinnstrebens geltend gemacht werden. In Norris' Roman werden sie u. a. vertreten von Cedarquist, einem Unternehmer, der am Konflikt zwischen Farmern und Eisenbahngesellschaft nicht beteiligt ist, sich aber als externer Beobachter einmischt und profiliert. Er klagt die »Gleichgültigkeit des Volkes« gegenüber den »öffentlichen Angelegenheiten« an, die doch erst den Eisenbahn-, Öl- oder Zuckersyndikaten die »Gelegenheit« biete, eine »despotische« Rolle im amerikanischen Leben zu spielen. Norris lässt Cedarquist hier eine Position vertreten, die sich exakt so auch schon bei Alexis de Tocqueville findet: also die Position, dass die Privatisierungstendenzen des modernen Lebens einem so genannten »neuen Despotismus« den Boden bereiten (1835/1840, Bd. 2, 463). Der Appell, sich für das Gemeinwohl einzusetzen, ist offensichtlich ein Versuch, den Geltungsbereich individueller Bereicherung einzugrenzen und andere Handlungsziele dagegenzusetzen und zu stärken. Dieser Punkt lässt sich noch weiter erhellen, wenn man der Versuchung nachgibt, einen Seitenblick auf eine frappierende Parallele zu Norris' *Octopus*-Roman zu werfen. Es gibt nämlich einen weiteren Autor, der sich – wie Norris – indirekt von der »Mussel Slough Tragedy« inspirieren ließ und schon Jahre zuvor den Roman *The Feud of Oakfield Creek* veröffentlichte (Royce 1887). Die eine Hauptfigur dieses Romans repräsentiert den *greed*, die an-

dere die Moral. Bemerkenswert ist dieses Buch freilich vor allem wegen seines Autors. Josiah Royce, der als Sohn von Pionieren der ersten Stunde in Nordkalifornien geboren wurde und mit einer bis heute lesenswerten Geschichte Kaliforniens bekannt geworden war (Royce 1886), wirkte, als jener Roman erschien, bereits als Philosophieprofessor in Harvard; übrigens trägt heute das Hauptgebäude der University of California at Los Angeles seinen Namen. Royce' wichtigstes, noch heute von vielen – z. B. von John Rawls – geschätztes Werk ist die *Philosophy of Loyalty*, in der er eben den Einsatz für das Gemeinwohl, den Cedarquist in Norris' Roman einklagt, gegen den grassierenden Egoismus zu verteidigen sucht – und zwar mit einem Argument, das ihn als Kommunitaristen *avant la lettre* kenntlich macht. Royce erklärt nämlich, dass die individuelle Identität sich durch das Engagement für höhere Güter und die gemeinsame Sache erst herausbilde und festige (1908, 16, 29 ff., 46 f., 99). Er verteidigt diesen »ethischen Individualismus« gegen den Individualismus der »triumphalen und unerschrockenen Selbstbehauptung«, mit der man den »Eigennutz« als ein vermeintlich »göttliches Recht« für sich in Anspruch nimmt (1908, 37, 32 f.).

Nun kann man natürlich lange darüber nachsinnen, wie sich die Gier nach Geld oder auch nur die ökonomischen Aktivitäten des Menschen zwischen dem individuellen Streben nach Glück und den allgemeinen Normen des Gemeinwesens verorten lassen. Dies ist ein Thema, das den hier gesetzten Rahmen nicht nur sprengt, sondern ihn wie die Einfassung eines Kleinbilds wirken lässt. Ich möchte mich damit begnügen, mich weiter an Norris zu halten – freilich nicht nur deshalb, weil er in seinen Romanen, wie dargestellt, Hinweise auf das Spannungsfeld zwischen der Geldgier und den individuellen Sehnsüchten sowie den sozialen Verhältnissen gibt. Bei ihm finden sich auch schon Hinweise darauf, von welcher Dynamik eine von *greed* geleitete Gesellschaft getrieben ist und wie es um die innere Logik ihrer Entwicklung bestellt ist.

»Für den absoluten Bewegungscharakter der Welt nun gibt es sicher kein deutlicheres Symbol als das Geld«, bemerkt Georg Simmel (1899, 714). Als unbegrenztes Gewinnstreben richtet sich *greed* auf die Ausweitung und Optimierung nutzbringender Verbindungen. So entsteht – wie im *Octopus* beschrieben – mit dem Ausbau der Transportwege und der Schaffung zentralisierter Märkte um 1900 eine Vorstufe dessen, was heute als »Netzwerkgesellschaft« bezeichnet wird (Castells 1996). Wenn der Farmer Magnus Derrick konstatiert, dass seine Farm »Teil eines riesenhaften Ganzen« geworden ist, »in dem Wirkungen zu spüren waren, deren Ursachen Tausende von Meilen entfernt waren« (1901, 619), dann kündigt sich hier die Globalisierung als ein System an, in dem schließlich wachsende Abhängigkeit und gesteigerte Einsatzfähigkeit im transnationalen Rahmen verschränkt sind und die lokal gebundene Arbeit sich mit den flexiblen Strategien des Kapitals konfrontiert sieht. Eine zweite Perspektive auf denselben Sachverhalt, die weit weniger passiv und negativ ausfällt als Derricks Beschreibung, eröffnet sich in Norris' Roman durch Cedarquist, der nicht nur die gesellschaftliche Verantwortung der Staatsbürger im Sinne von Royce einklagt (s. o.), sondern als Unternehmer eigene Ambitionen auslebt. Er richtet sie auf Asien: »Sag den Männern im Fernen Osten, dass sie sich vor den Männern aus dem Westen in Acht nehmen müssen. Der Yankee, der nicht unterzukriegen ist, klopft an die Türen ihrer Tempel und wird ihnen Teppichkehrmaschinen für ihre Harems und elektrische Lichtanlagen für ihre Tempelschreine verkaufen wollen.« (1901, 1095)

Man mag einwenden, dass die Verbindung, die ich zwischen Norris' *Octopus* und der Globalisierung ziehe, im Ungefähren stecken bleibe. Doch dieser Verdacht lässt sich – so hoffe ich – entkräften, indem ich abschließend auf

einen letzten Fund hinweise, der bei Norris zu machen ist. Ich meine einen kurzen Text, der heute noch unbekannter ist als seine Romane, aber wohl als noch eindrucksvoller gelten darf. Gemeint ist sein Essay über die verschwundene Grenze (»The Frontier Finally Gone«), der 1902 kurz vor seinem Tod erschienen ist.

Im Grunde schließt dieser Essay nahtlos an die Position an, die im *Octopus* – wie gerade zitiert – Cedarquist in den Mund gelegt wird. Hier wie dort greift Norris die seinerzeit berühmte »Turner-These« auf, wonach Amerikas Erfolgsgeschichte von der beständigen Expansion und Migration nach Westen abhänge, in der eine »rastlose und nervöse Energie« in »Eigennutz und Individualismus«, aber auch in der Entfaltung der Demokratie zum Ausdruck komme (Turner 1893, 24, 27). Nun, da das Land erschlossen und der Pazifik erreicht ist, warten nach Turner neue politische und soziale Herausforderungen – und eben dieser Befund bildet auch den Ausgangspunkt von Norris' Überlegungen: »Die Grenze ist so sehr zu einem integralen Bestandteil unserer Sicht der Dinge geworden, dass es lange dauern wird, bis wir alle ganz verstanden haben, dass sie verschwunden ist.« (Norris 1902, 1183)

Norris legt in seinem Essay dann eine eigenwillige Fortsetzung zur Geschichte von der verlorenen Grenze vor, die sich eben als früher Beitrag zur Theorie der Globalisierung lesen lässt. Zu fragen ist nach Norris, wohin die Amerikaner sich wenden, wenn ihr Bewegungsdrang gehemmt wird, sie aber weiterhin einen »Überschuss an Energie« und das Bedürfnis, »weiter zu marschieren, weiter zu erobern«, verspüren (1902, 1185).

Nach Norris geht die Expansion weiter, indem sie zunächst mal über den Pazifik hinausgreift; er bezieht sich hier auf die seinerzeit umstrittene Kolonisierung der Philippinen und die Interventionen der amerikanischen Marine in China. Doch ist hier, wie er meint, ein Endpunkt

erreicht – und zwar deshalb, weil die Amerikaner, die einst von Europa aus aufgebrochen waren, nun ihre Umrundung der Erde abgeschlossen haben (1902, 1184 f.). Damit scheint sich das Problem des verschwundenen Westens und der sich aufstauenden amerikanischen Energie weiter zu verschärfen, und doch hat Amerika nach Norris bereits eine Lösung gefunden: »Kaum haben wir gemerkt, dass unser Weg nach Westen zu Ende ist, haben wir uns nach Osten gewandt und richten uns nun auf die Alte Welt, marschieren ihr entgegen, besetzen sie und setzen unseren Überschuss an Energie für deren Unterwerfung ein. Aber obwohl wir noch dieselbe Rasse mit denselben Impulsen sind (...), befinden wir uns nun doch in einer anderen Zeit, und das große Wort unseres Jahrhunderts ist nicht mehr Krieg, sondern Handel.« (1902, 1185) Mit dieser Wendung ist der Kommerzialisierung der amerikanischen »Energie« der Weg gebahnt, und die Expansion kann am Leitfaden der Bereicherung seinen Fortgang nehmen. Ich zitiere ein wenig ausführlicher:

Wettbewerb und Eroberung sind Worte, die leicht austauschbar sind, und der ganze Geist unseres gegenwärtigen kommerziellen Kreuzzugs nach Osten kommt darin zum Ausdruck, dass wir ihn nur mit Begriffen charakterisieren können, die dem Vokabular des Kriegers entstammen. Zu reden ist von einer kommerziellen ›Invasion‹, einem Handels-›Krieg‹ (...); Absatzmärkte werden ›gekapert‹, (...) gewisse Industriezweige ›kalt gemacht‹ [killed] (...). Derzeit hört man viel von der ›Handelsinvasion Amerikas in England‹. Aber justieren Sie die Ferngläser, schauen Sie über Großbritannien hinaus und suchen Sie nach den Flammenzeichen, die unsere Kundschafter an den Telegraphenmasten und Kilometersteinen in Ungarn, der Türkei, (...) Persien, Belochistan, Indien und Siam hinterlassen haben. (...) Ist es zu hoch gegriffen, wenn man sagt, (...) dass die amerikanische Eroberung Englands nur Bestandteil einer grö-

ßeren Invasion ist, die Aufgabe einer Vorhut, die das wahre Manöver vorbereitet, welches Europa, Asien und die ganze alte Welt umfassen wird? (...) So geht die große Bewegung voran (...). Erst nach Westen mit den großen Wanderungen, dann nach Osten mit dem Lauf des Handels. (1902, 1186-1188)

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts muss sich Norris nur an die Dynamik des *greed* halten, um die spätere Entwicklung, in der die USA erst in eine Hauptrolle auf der Weltbühne schlüpfen wird, auf ziemlich eindrucksvolle Weise vorwegzunehmen. Die anderen Ziele und Werte, die etwa im *Octopus* gegen den »kommerziellen Kreuzzug« ins Feld geführt werden, haben hier gar nichts zu melden. Soziale Normen oder internationale Regelungen, die etwa kontrastierend oder kontrollierend wirken könnten, sollen nach Norris erst zu einem späteren Zeitpunkt zum Zuge kommen können. Sein Essay endet mit der Vision, dass die Globalisierung im Geiste des Eigennutzes sich – Ende gut, alles gut – in eine Globalisierung im Geiste der Brüderlichkeit verwandeln wird:

Die Rassen müssen blind ihrem Schicksal folgen, aber ist es nicht möglich, dass wir in unserem großen Schicksal etwas finden, das über bloße Schlacht und Eroberung hinausgeht, etwas, das auf (...) Großzügigeres abzielt als bloß Handel zu treiben und andere auszustechen? (...) Derzeit kommen wir über unsere selbstgefällige Stimmung noch nicht hinaus, aber kann man nicht hoffen, dass sich mit anhaltendem Fortschritt ein neuer Patriotismus durchsetzen wird, der am Ende alle Völker umfasst? (...) Der Patriotismus (...) ist eine nationale Angelegenheit (...). Dieses Stadium haben wir gegenwärtig erreicht, aber wenn ich die Zeichen richtig deute (...), wird der Fortschritt hier nicht innehalten. (...) Die Nation könnte friedlich im patriotischem Geiste mit anderen – und immer mehr – Nationen zusammengehen; die Bitterkeit wirtschaftlichen Wettbe-

werbs mag verloren gehen, die Geschäfte der Länder mögen als freundliches *quid pro quo*, als Geben und Nehmen angesehen werden, das von großzügiger Gegenseitigkeit getragen ist. In jedem Jahrhundert werden sich die Grenzen erweitern, der Patriotismus wird sich mit dieser Erweiterung ausbreiten, und unsere Landsleute werden unterschiedlichen Rassen, sogar unterschiedlichen Völkern angehören. Wird dieses Epos der Zivilisationen, dieses Schicksal der Rassen nicht seinen Fortgang nehmen, bis wir, die wir uns in arroganter Weise brüsten, Amerikaner zu sein, welche als Eroberer – ob mit dem Schlachtschiff oder dem Brückenbau – alle anderen übertreffen, schließlich doch (...) einsehen, dass der wahre Patriotismus die Brüderlichkeit der Menschen ist und dass die ganze Welt unsere Heimat ist und die ganze Menschheit unsere Landsleute? (1902, 1188-1190)

Norris setzt auf eine wunderbare, fast wundersame Besinnung, die sich im Zuge des Zusammenwachsens der Welt gegen das rastlose Gewinnstreben durchsetzen soll, welches einstweilen noch im *mindset* der Individuen und in der Agenda der Nationen zum Ausdruck kommt. Die von Norris beschworene Einsicht wird in die ferne Zukunft, an das Ende eines langwierigen Prozesses versetzt, in dem der auf den *greed* verlagerte Patriotismus heißlaufen und sich totlaufen wird. Immerhin: In jüngster Zeit hat sich die Erkenntnis ausgebreitet, dass eine Weltordnung, die allein auf *greed* und dessen makroökonomische Verbündete setzt, auf Sand gebaut ist. Dass die politisch-sozialen Rahmenbedingungen derzeit immer stärker ins Spiel gebracht werden, heißt freilich nicht, dass der von Norris für ferne Jahrhunderte avisierte »Patriotismus« im Weltmaßstab schon vor der Tür stünde.

Sowieso genügt es nicht, nur auf äußere Rahmenbedingungen zu schielen. Darüber hinaus stellt sich die Frage, wie der wachsende Wohlstand und die Dynamik der Berei-

cherung sich auf der Seite der individuellen Bedürfnisse und Sehnsüchte auswirken. Hier bietet sich ein zerrissenes Bild. *McTeague* und die anderen Figuren aus Norris' Romanen haben die Pathologien der Gier eindrucksvoll ausgelebt oder am eigenen Leibe zu spüren bekommen. Sie sind die literarischen Antipoden jener Denker, die – wie der notorische Bernard Mandeville (1714, 16 ff., 94 ff., 152 ff.) – behaupten, dass die Gier und mit ihr der radikale Eigennutz sowohl das individuelle Glück wie auch den Wohlstand und das friedliche Zusammenleben der Nationen erst sicherstelle. Interessanterweise verzichten die jüngsten Verfechter der These von den wohltuenden Wirkungen der Geldgier nun jedoch darauf, die Anhäufung von Reichtum weiterhin zum Garanten des Glücks zu erklären; diese Behauptung ist – so darf man hoffen – in der Tat erledigt (vgl. z. B. Hirschman 1982; Lane 2000). Das breite Spektrum von Frustrationen, die durch eine immer weiter gesteigerte Bedürfnisbefriedigung verursacht werden, ist vielfach eindrucksvoll analysiert worden. So beziehen nun auch die derzeit aktiven Verteidiger des *greed* eine Rückzugsposition und begnügen sich mit der These, dass man einfach deshalb immer mehr Reichtum erzeugen und immer mehr Luxusgüter verkaufen *müsse*, weil sich nur so die Wettbewerbsfähigkeit einer Volkswirtschaft sichern lasse (vgl. Reitzle 2001). Damit wird *greed* zu einem Ökonomie-internen, fast zwanghaften Erfordernis erklärt; nur indirekt wird dann die Verbindung zum individuellen Leben gesucht.

Wird die Strategie ungebremster Wohlstandsmehrung beibehalten und im globalen Maßstab zum Einsatz gebracht, so ist freilich damit zu rechnen, dass die Bereicherung auf ökonomisch-ökologische Grenzen stößt. Der Ökonom Tibor Scitovsky entnimmt dieser Aussicht eine interessante positive Pointe: Er meint nämlich, dass die Krise, auf die die Welt im Zuge einer immer weiter expandierenden Konsumgesellschaft zusteuert, der Einsicht den

Weg bahnen könne, dass eine bestimmte Form des Überflusses für das individuelle Glück überflüssig, ja sogar abträglich sei. Gemeint ist der Komfort, der den Menschen versorgt, ohne ihm doch Gelegenheit zu tätiger Erfüllung zu geben. Nach Scitovsky hat demnach der Rückschlag, den die Geldgier, wenn sie die Welt zu umspannen versucht, erleiden wird, eine wohltuende Wirkung (1976, 290).

Wo genau trennen sich die Wege der Geldes und des Wohlbefindens? Die Grenze ist überschritten, wenn das Geld nicht mehr nur Statthalter dessen ist, worauf sich Wünsche richten, sondern seinerseits die Wünsche zu steuern beginnt oder gar geradewegs zu deren einzigem Objekt wird. Wer diese Grenze passiert hat, sollte sich von John Stuart Mill und Arthur Schopenhauer zurückpfeifen lassen. Mill sagt, das »Verlangen, reicher zu werden«, sei nur die »Leidenschaft derer, die keine andere kennen« (1848, Bd. 1, 104). Und bei Schopenhauer heißt es: »Das Geld ist die menschliche Glückseligkeit in abstracto; daher, wer nicht mehr fähig ist, sie in concreto zu genießen, sein ganzes Herz an dieselbe hängt.« (1851, Bd. V, 691)

Zitierte Literatur

(Die Jahreszahlen in Klammern geben das Jahr der Erstveröffentlichung an, das in vielen Fällen vom Erscheinungsdatum der zitierten Ausgabe abweicht.)

Bacon, Francis (1625): »Of Riches«. In: ders.: *A Selection of His Works* (Hg. Sidney Warhaft). New York/London 1982, S. 136-139

Binswanger, Hans Christoph (1991): »Wachstum durch Imagination. J. G. Schlossers Theorie der imaginären Bedürfnisse«. In: ders.: *Geld und Natur*. Stuttgart/Wien, S. 195-218

Brandon, Craig (1986): *Murder in the Adirondacks. An American Tragedy Revisited*. Utica

Brown, J. L. (1958): *The Mussel Slough Tragedy*. o. O.

Castells, Manuel (1996): *Das Informationszeitalter. Teil 1: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft*. Opladen 2001

Dreiser, Theodore (1925): *An American Tragedy*. New York 2000
Giddens, Anthony (1990): *Konsequenzen der Moderne*. Frankfurt a. M. 1995
Hirschman, Albert O. (1982): *Engagement und Enttäuschung. Über das Schwanken der Bürger zwischen Privatwohl und Gemeinwohl*. Frankfurt a. M. 1984
Hume, David (1754): »Of Refinements in the Arts«/»Of Money«. In: ders.: *Essays, Moral, Political, and Literary* (Hg. Eugene F. Miller). Indianapolis 1985, S. 268-280/281-294
Lane, Robert E. (2000): *The Loss of Happiness in Market Democracies*. New Haven/London
Lippmann, Walter (1914): *Drift and Mastery. An Attempt to Diagnose the Current Unrest*. Englewood Cliffs 1961
Mandeville, Bernard (1714): *Die Bienenfabel oder Private Laster als gesellschaftliche Vorteile* (Hg. Günter Walch). München 1988
Marx, Karl (1867): *Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie*. In: ders./Friedrich Engels: *Werke*, Bd. 23. Berlin 1972
Mill, John Stuart (1848): *Principles of Political Economy with some of their applications to Social Philosophy* (Hg. J. M. Robson), Bd. I/II. Toronto/London 1965
Montagu, Ivor: *With Eisenstein in Hollywood*. New York 1967
Norris, Frank (1896): »Zola as a Romantic Writer«. In: ders.: *Novels and Essays*. New York 1986, S. 1106-1108
– (1899): »McTeague. A Story of San Francisco«, a. a. O., S. 261-572
– (1901): »The Octopus. A Story of California«, a. a. O., S. 573-1098
– (1902): »The Frontier Gone At Last«, a. a. O., S. 1183-1190
Pizer, Donald (Hg.) (1997): *Frank Norris, McTeague: A Story of San Francisco. Text, Contexts, Criticism*. New York/London (2. Aufl.)
Reitzle, Wolfgang (2001): *Luxus schafft Wohlstand*. Reinbek
Royce, Josiah (1886): *California from the Conquest in 1846 to the Second Vigilance Committee in San Francisco. A Study of American Character*. New York 1948
– (1887): *The Feud of Oakfield Creek: A Novel of California Live*. Boston/New York
– (1908): *The Philosophy of Loyalty*. Nashville/London 1995
Schlosser, J. Georg (1784): *Xenokrates oder über die Abgaben*. Basel
Schopenhauer, Arthur (1851): *Parerga und Paralipomena I/II. Sämtliche Werke* (Hg. Wolfgang Frhr. von Löhneysen), Bd. IV/V. Frankfurt a. M. 1986

Scitovsky, Tibor (1976): *The Joyless Economy. The Psychology of Human Satisfaction*. Revised Edition. New York/Oxford 1992
Simmel, Georg (1899): *Philosophie des Geldes*. Frankfurt a. M. 1989
Stroheim, Erich von (1989): *Greed*. London (2. Aufl.)
Thomä, Dieter (2000): *Unter Amerikanern. Eine Lebensart wird besichtigt*. München
– (2003): *Vom Glück in der Moderne*. Frankfurt a. M.
Turner, Frederick Jackson (1893): »The Significance of the Frontier in American History«. In: George Rogers Taylor (Hg.): *The Turner Thesis Concerning the Role of the Frontier in American History*. Lexington u. a. 1972, S. 3-28
Tocqueville, Alexis de (1835/1840): *Über die Demokratie in Amerika*. Zürich 1987
Weinberg, Herman G. (Hg.) (1973): *The Complete Greed of Erich von Stroheim. A reconstruction of the film in 348 still photos following the original screenplay*. New York
Whitman, Walt (1871): »Democratic Vistas«. In: ders.: *Poetry and Prose* (Hg. Justin Kaplan). New York 1982, S. 953-1018
Zola, Émile (1899): *Fruchtbarkeit* (Übers. Leopold Rosenzweig). Berlin o. J.